



Zu Beginn der achtziger Jahre schlug *Der Spiegel* zum ersten Mal Alarm, weil in ganz Europa die Bäume zu sterben begannen, ihre Blätter abwarfen oder ihre Nadeln traurig herabhängen ließen.

Nur einige wenige ökologisch Denkende wie der spätere Präsident des Bundes für Umwelt und Naturschutz, Hubert Weinzierl, hatten bereits seit Jahren versucht, das öffentliche Bewußtsein für eine Tatsache zu schärfen, die der Münchner Forstprofessor Dr. Peter Schütt 1984 ohne Übertreibung als die „größte ökologische Katastrophe in der Geschichte der Menschheit“ bezeichnete. Auch einige Besitzer großer Waldflächen, deren wirtschaftliches Überleben von ihren Bäumen abhing, waren jetzt alarmiert und riefen nach Taten. Unter den ersten, die in dieser Richtung aktiv wurden, war Hermann Graf von Hatzfeldt-Wildenburg, Waldbesitzer an den Ufern der Sieg in Nordrhein-Westfalen.

Der Ökonom Hatzfeldt hatte in Princeton, USA, in Ibadan, Nigeria, und in Basel studiert und lebte Ende der sechziger Jahre als Angestellter der Ford-Stiftung in Thailand. Da aber sein Wald seine Haupteinkommensquelle war, kehrte er in den siebziger Jahren nach Deutschland zurück, um sich um seinen Besitz zu kümmern.

Zu seinem Erstaunen schien sich in Deutschland niemand für die Wälder verantwortlich zu fühlen – nicht die Regierung, nicht die Universitäten und auch keines der Forschungsinstitute. Niemand schien ausreichend Grund zu haben, die vielen Auswirkungen der neuen, mysteriösen Krankheit zu analysieren, die geradewegs zu einer Waldkatastrophe führte. Als Besitzer von Schloß Schönstein und den das Schloß umgebenden Wäldern ergriff Hatzfeldt 1980 die Initiative und organisierte in Kaiserslautern ein Expertentreffen, um über das Waldsterben zu diskutieren.

Hatzfeldt und seine Kollegen versuchten eine klare Verbindung aufzuzeigen zwischen den immer deutlicher werdenden Waldschäden und den Ursachen, die offensichtlich dazu geführt haben: Verschmutzung der Atmosphäre durch Kohlendioxid und sauren Regen, beide Folgen der ständig

wachsenden industriellen Verwendung fossiler Brennstoffe zur Energiegewinnung. Dadurch werden die europäischen Wälder genauso verwüstet wie die Troposphäre über der Sahara.

Allein in der Bundesrepublik Deutschland waren 1982 über 2000 Quadratkilometer Wald deutlich krank. In Europa geborene Amerikaner kehrten von ihren Besuchen in der alten Heimat ganz schockiert zurück. Als der an der Lehigh University lehrende Physiologe und Psychologiehistoriker Dr. Josef Brozek die Orte seiner Kindheit in Böhmen an der polnischen Grenze besuchte, sah er, daß jeder einzelne Baum in dem kilometerlangen, fast cañonähnlichen Tal tot war, als wären sie alle durch einen Waldbrand zerstört worden. Doch in seinem Geburtsland fand Brozek keine Bereitschaft von offizieller Seite, über das drohende Unheil zu reden.

Die Vorstellung, daß die einstmals bewaldeten Hügel und Berge demnächst baumlos sein und auch von allen Tieren und sogar Singvögeln verlassen sein würden, war so schrecklich, daß die tschechoslowakische Regierung dem Volk alle Informationen darüber vorenthielt. Genauso lief es in Polen und in anderen osteuropäischen Staaten.

Dr. Wolf Ochslies vom Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien veröffentlichte Statistiken zum hoffnungslosen Zustand der tschechischen Wälder. So sind zur Zeit 60 Prozent aller Amphibien, 35 Prozent aller Säugetiere und 30 Prozent aller Reptilien, Vögel und Fische vom Aussterben bedroht. Es gibt im ganzen Land fast keine Rebhühner mehr, 80 Prozent der einst im Übermaß vorhandenen Hasen sind verschwunden und fast die Hälfte aller Fasane.

Hatzfeldt berief eine zweite Konferenz im Frühling 1983 ein. In seiner Eröffnungsrede bezweifelte er, daß sich die Wälder allein mit Methoden der Forstwirtschaft retten ließen, da die Förster ja nur die Symptome behandeln könnten, aber nicht die eigentlichen Ursachen. „Wir befinden uns zwischen Scylla und Charybdis“, sagte Hatzfeldt, „und wir haben nur wenig Hoffnung, aber wir können den Kampf nicht aufgeben, selbst wenn wir nur wenig Möglichkeiten haben, eine Lösung zu finden.“

Und es gab in der Tat nur wenige Handlungsmöglichkeiten in dem Durcheinander der sich widersprechenden Erklärungen über diese Katastrophe, wozu auch die Behauptung gehörte, daß sie gar nicht existiere.

Wir trafen Hermann Graf von Hatzfeldt im Foyer des Hotels «Hessischer Hof» in Frankfurt, und während des Essens in einem italienischen Restaurant um die Ecke erzählte Hatzfeldt uns von der Kampagne, die er

seit über sechs Jahren führte, um die Deutschen für das Waldsterben zu sensibilisieren. Er war gerade von einer Reise nach Polen zurückgekommen, wo er mit den dortigen Förstern über die Entwicklung in deren Land gesprochen hatte.

„Ich war in Polen“, berichtete Hatzfeldt, „um mir einmal persönlich ein Bild zu machen von diesem Land, das so dringend der Industrie bedarf und deshalb völlig die Auswirkungen der vielen Fabriken auf die Umwelt ignoriert. Selbst unsere ziemlich aussichtslose Situation ist noch nichts im Vergleich zu dem, was sich in Teilen von Polen und dem Nachbarstaat Tschechoslowakei abspielt. Polens optimistische Nationalhymne – «Noch ist Polen nicht verloren» – ist schlichtweg falsch. Nicht im Hinblick auf Gesellschaft und Politik, sondern was die Auswirkungen einer angeblich segensreichen Industrie auf die Wälder betrifft. Die Bäume in Polen brauchen keine zehn Jahre mehr, um zu sterben, die sind in wenigen Jahren tot!“

Wir waren auf dem Weg zu Hatzfeldts Besitzungen im Siegerland, als unser Zug in Wissen im Tal der Sieg, auf der rechten Rheinseite, einfuhr. In dem ganzen Tal gibt es seit Jahrhunderten Industrie mit entsprechenden Abgasen. Die Verschmutzung war nicht zu übersehen. Doch das Hatzfeldtsche Schloß Schönstein steht hoch über der Sieg und ist von herrlichen Wäldern mit jahrhundertealten Eichen umgeben. Hier trafen wir Hatzfeldts Assistenten, Dieter Deumling, der fast zehn Jahre lang in Oregon gelebt hat. Dann habe ihn, wie er uns erzählte, sein Freund Hatzfeldt zurückgerufen, um die Wälder in Deutschland zu retten.

In einem Landrover fuhr er uns in ein großes Waldgebiet einige Kilometer von Schloß Schönstein entfernt. Wir schlängelten uns durch einen tiefen Wald mit sterbenden Buchen; die auf der linken Seite waren erst «Jünglinge» von 30 bis 40 Jahren, die auf der rechten Seite reife Bäume im Alter von 150 bis 180 Jahren. „In dieser relativ niedrigen Meereshöhe“, sagte Deumling kopfschüttelnd, „sind Laubbäume wie diese Buchen hier genauso vom Waldsterben betroffen wie die Nadelbäume. Es ist in ganz Deutschland dasselbe. In den nördlichen und mittleren Teilen der Bundesrepublik ist ein Drittel unserer Buchen, Ahornbäume, Eichen und Eschen krank. Es ist nicht gar so schlimm wie mit unseren 60 bis 80 Jahre alten Fichten, die alle krank sind, aber es ist erschreckend genug. Und das widerspricht der Meinung der Optimisten, die lauthals verkünden, daß man die Sache bereinigen könnte, indem man die sterbenden Koniferen einfach durch Harthölzer ersetzt.“

Deumling sprang plötzlich aus dem Wagen, ging an den Waldrand und schnitt dort einen Zweig von einer kranken Fichte ab und dann einen weiteren Zweig von einem Baum, der offenbar noch nicht angegriffen war.

„Sehen Sie sich das an“, sagte er und wies mit seiner behandschuhten Hand auf die Bäume. „Auf diesem gesunden Ast erfolgt das Wachstum symmetrisch, und die Nadeln wachsen alle auch am Haupttrieb. Sie können die Wachstumsjahre an den Abschnitteil der Triebe abzählen. Aber auf diesem kranken Ast ist der Haupttrieb ganz ohne Nadeln. Außerdem können Sie kleine Triebe, die sogenannten «Angsttriebe», erkennen, die überall dort auftauchen, wo sie eigentlich nicht wachsen sollten. Der Ausdruck «Angsttriebe» sagt deutlich, daß ein Baum ungewöhnlich handelt, um sein eigenes Leben zu retten. Die Tannen lassen solche Triebe sogar aus ihren Stämmen herauswachsen, was ihnen aber auch nichts hilft; denn die meisten der Tannen in Österreich und Deutschland sind bereits tot. Die Weißtanne ist völlig ausgestorben.“

Er warf den gesunden Zweig weg und zeigte uns den kranken: „Bei einem so alten Baum müßten die Nadeln viel länger sein. Schauen Sie doch nur, wie mickrig sie aussehen! Sie müßten mindestens doppelt so lang sein. Und wenn man genauer hinsieht, entdeckt man noch viele andere Symptome. Und an jedem einzelnen Zweig dieses Baumes kann man diese Symptome erkennen, selbst an scheinbar gesunden Ästen. Es ist genauso erschreckend, als wäre Ihr ganzer Körper von lauter Pickeln und Ausschlag bedeckt.“

Als wir zu Schloß Schönstein zurückfahren, sagte Deumling mit einem gezwungenen Lächeln: „Das ganze Problem ist so dornig wie die Nadel einer Fichte. Es ist nicht nur Teil einer scheinbar unendlichen wissenschaftlichen Debatte, sondern auch politisch brisant. Eine wirkliche Lösung, etwa die Anwendung von Kalk oder Gesteinsmehl oder dergleichen, wird Anbieter in Massen auf den Plan rufen. Die Chemiefirmen werden das Feld nicht räumen, und wenn sie etwas verkaufen wollen, dann empfehlen sie den Waldbesitzern mit Sicherheit, eine Mischung verschiedener Produkte zu verwenden, das heißt: je mehr, desto besser. Ich bin überrascht, daß Sie es in Ihrem Land noch nicht geschafft haben, wo die Bäume auch sterben, zwar nicht in demselben Ausmaß wie hier, aber fast. In den Smokies sterben die Balsam-Fichten, und in Neu-England und Kanada gibt es bald keinen Ihrer wunderschönen Zuckerahorn-Bäume mehr.“

Er seufzte und brachte in einem Hof des Schlosses das Auto zum Stehen.

„Die Situation ist ähnlich wie bei den amerikanischen Farmern. Sie werden auch ständig von den Firmenvertretern mit der Drohung geängstigt, daß sie pleite gehen würden, wenn sie die ganzen chemischen Produkte weglassen und statt dessen ihr Land auf andere Weise bearbeiten. Als ob sie nicht in jedem Fall Pleite machen werden. Es scheint keine Lösung zu geben.“

Aber es gab eine Lösung, und zwar gar nicht so weit weg, in der Nähe des kleinen österreichischen Dorfs Grimsing am linken Donau-Ufer, unterhalb der Stadt Melk, die von dem früheren Benediktiner-Kloster – heute ein Jungeninternat – beherrscht wird. Es war eine Lösung, die Hamaker und Hensel recht gibt. Dort wußte der Furnierhersteller Rudolf Schindele im Sommer 1980 genauso wie hundert andere europäische Förster, daß sich etwas Schreckliches im nahe gelegenen Wald, der sich in seinem Besitz befindet, abspielte.

Verwirrt und besorgt wie Deumling und mit wenig Hoffnung, eine Entdeckung zu machen und eine Lösung zu finden, beschloß Schindele, einen drei Kilometer langen Holzfällerweg durch einen Wald zu schlagen, den er gekauft hatte und der sehr stark vom Waldsterben angegriffen war. Als er an der Seite eines niedrigen bewaldeten Hügels mit Grabarbeiten begann, stieß er auf ein krümeliges, vielfarbiges metamorphes Gestein, das die Geologen als Paragneis bezeichnen. Schindele schätzte die Lagerstätte auf insgesamt drei Millionen Tonnen.

Vor mehr als 200 Millionen Jahren war die ganze Gegend von einem Meer bedeckt gewesen. Dessen Ablagerungen gelangten später ins Erdinnere und wurden dort umgewandelt, metamorphosiert. Während des Straßenbaus zermahlten die schweren Baumaschinen einen Teil dieses Paragneises zu Pulver, das die Sommerwinde in die an der Straße liegenden Wälder bliesen. Schon vier Wochen später wurden die Nadeln der Fichten in dieser Gegend dunkelgrün, nachdem sie vorher immer stärker vergilbt waren – ein sicheres Zeichen des nahenden Baumtodes. Das Gebiet, auf dem sich die Bäume wieder erholten, machte über 13 Morgen aus. Während der nächsten vier Jahre wuchsen die durch Zufall «behandelten» Bäume immer besser.

Wir wollten selbst sehen, was Schindele zustande gebracht hatte, und nahmen Mitte November 1985 den Zug nach Melk. Dort trafen wir Dr. Maria Felsenreich, eine engagierte österreichische Umweltschützerin, die

Über Robert Schindele schrieb die Zeitschrift *Hörzu*, er säße auf Steinen, die in Form von Gesteinsmehl Millionen von Mark wert seien.



selbst einen großen, organisch angelegten Kräutergarten etwa 30 Kilometer von Wien entfernt besitzt und einen richtigen Feldzug zur Rettung der Wälder in den deutschsprachigen Ländern führt. Sie stellte uns unserem Gastgeber vor, der uns während des Mittagessens in einem Gasthof am Hauptplatz der Stadt seine Erfolgsstory erzählte: wie er Bäume mit Hilfe von Gesteinsmehl wieder zum Leben erweckte. Er sei überzeugt, fügte er hinzu, daß dieses Gesteinsmehl auch Tieren und Menschen die Gesundheit zurückbringen könnte. Auf sein graumeliertes Haarweisend, sagte er uns, daß zwei Teelöffel Gesteinsmehl pro Tag genügt hätten, seinen schneeweißen Haaren wieder Farbe zu geben. Er bekräftigte diese Behauptung mit Zeitungsausschnitten, die ihn «vorher» und «nachher» zeigten.

Um die Wirkung seines Gesteinsmehls auf die Bäume selbst zu sehen, setzten wir uns in Schindeles Mercedes und fuhren hoch hinauf in sein Waldgebiet. Wir arbeiteten uns durch die Bäume, die wie auf einer übergroßen Weihnachtskarte mit glitzerndem Weiß bedeckt waren. Schindele zeigte uns einige hübsche Buchen mit dem typischen grauen Stamm und den kupferfarbenen Blättern, die noch an den Zweigen hingen. „Laubbäume wie diese Buchen sind inzwischen auch vom Waldsterben befallen.

Und es ist schon sehr verblüffend, daß in meinem Wald viele ihre Blätter jetzt, nachdem sie von dem Gesteinsmehl abbekommen haben, länger behalten als früher.“ An einer Kurve hielten wir an und schauten den Abhang hinunter, wo gesunde Jungfichten standen. 2,50 bis 3 Meter groß, also zwei- bis dreimal so groß wie Fichten, die nicht von dem Gesteinsmehl profitiert hatten. Weiter unten am Abhang standen kleinere, kränklich aussehende Bäume, die keinen Staub erhalten hatten.

Wir fragten ihn: „Wie lange können die europäischen Wälder noch überleben, wenn sie keinerlei Hilfe bekommen, also weder Gesteinsmehl noch irgend etwas anderes?“

Seine Antwort kam wie aus der Pistole geschossen: „Ungefähr fünf Jahre, höchstens zehn.“

Wir fuhren den Hügel wieder hinunter, und Schindele ging noch mehr ins Detail: „Normalerweise behalten Nadelhölzer ihre Nadeln sieben Jahre lang und werfen sie dann ab, damit neue nachwachsen können. Die Bäume hier, die von dem Gesteinsmehl profitiert haben, halten ihre Nadeln fast fünf Jahre; dagegen werfen die vom Waldsterben angegriffenen Bäume die Nadeln schon nach zwei bis vier Jahren ab.“

Um noch mehr über die Wirksamkeit des Gesteinsmehls in anderen Teilen Österreichs zu erfahren, besuchten wir Georg Abermann, einen Tiroler Ingenieuragronomen. Unabhängig von Schindele hatte er einige Experimente mit Gesteinsmehl durchgeführt, das er aus Material in der Nähe von Kitzbühel gewonnen hatte. Abermann war sofort bereit, uns einen eindeutigen Beweis für die Wirkung des Gesteinsmehls zu zeigen.

Wir stapften mühsam durch den tiefen Schnee im Naturschutzgebiet Matzen, das zwischen Innsbruck und Kitzbühel liegt. Dabei erklärte uns Abermann, er habe einen der Gründe entdeckt, warum gemahlenes Gesteinsmehl aus Steinbrüchen in der Vergangenheit enttäuscht hatte. Das Mehl sei nicht fein genug gemahlen worden, um von den Pflanzen leicht aufgenommen zu werden – oder, wie Hamaker sagt, von den Kleinstlebewesen. „Daraufhin“, meinte Abermann, „konnte die Chemieindustrie natürlich behaupten, das Gesteinsmaterial sei für die Landwirtschaft nutzlos.“

Abermann hatte jedoch das Glück, 1980 den Besitzer eines Steinbruchs und einer Kiesgrube in der Nähe von Kitzbühel kennenzulernen, der aus einem als Diabas bekannten magmatischen Gestein Kies gewinnt.

Landwirtschaftsingenieur  
Georg Abermann zeigt  
hier in einem  
österreichischen  
Naturschutzgebiet bei  
Innsbruck auf einen Baum,  
der sich mit Hilfe  
von Gesteinsmehl  
wieder erholt.



Das zerkleinerte Gestein ist äußerst widerstandsfähig und wurde vor allem für Eisenbahnschotter verwendet. Während des Mahlens fiel als Nebenprodukt eine große Menge scheinbar nutzlosen Staubs oder Pulvers an, das die Bauern gern abholten und dann in großen Mengen auf ihrem Land verteilten.

Der Steinbruchbesitzer schenkte Abermann 25 Tonnen dieses Gesteinsmehls, von dem ein einziges Kilo für ungefähr 2600 Quadratmeter reicht. „In der Landwirtschaft“, sagte Abermann, „muß man den Staub mit getrocknetem Kuhmist mischen, so daß dessen Geruch gebunden und der Boden mit organischem wie mineralischem Dünger versorgt wird. In den Wäldern hilft das Gesteinsmehl allein.“

Wir gingen einige hundert Meter in den verschneiten Wald hinein, als Abermann plötzlich die Luft anhielt und dann lächelnd sagte: „Ich hatte gedacht, daß wir erst nach zwei Jahren Ergebnisse vorzuweisen haben würden. Doch nachdem wir begonnen hatten, nicht nur um die Bäume herum per Hand das Gesteinsmehl anzubringen, sondern jeden Quadratmeter Boden zu behandeln, konnte ich zu meinem großen Erstaunen schon fünf Monate später sehen, wie die kleinen Bäume explosionsartig wuchsen und ganz gesund waren!“

Abermann zeigte auf eine Reihe von Fichten, die etwa 30 Meter hoch ragten und deren Äste eindeutig halb abgestorben waren. Dazu sagte er: „Es



ist ein bißchen schwierig, die Veränderungen im Bild festzuhalten, da die Stämme von Fichten fast bis zur Hälfte keine Äste tragen und die grüne Krone sich weit oben befindet, nur von einem Hubschrauber aus erreichbar. Aber wenn Sie sich diese Ansammlung von jungen Fichten hier betrachten, können Sie sehr gut selbst die günstigen Veränderungen erkennen.“

Abermann stand direkt neben einer solchen etwa mannshohen Fichte und meinte voller Bewunderung: „Bevor ich mit diesem kleinen Baum zu experimentieren begann, hatte er überhaupt keine Nadeln mehr. Alles, was sich von dem Baum über der Erde befand, schien völlig tot zu sein. Dann behandelte ich ihn mit Gesteinsmehl, und er starb nicht. Er bekam sogar neue Nadeln, und zwar, wie Sie sehen, massenhaft! Was wir hier an einigen wenigen Bäumen demonstrieren können, kann an Millionen von ihnen, sogar an Milliarden, wiederholt werden. Während alle jungen Bäume, die im Zuge der Wiederaufforstung gepflanzt wurden, bevor wir mit unseren Experimenten begonnen hatten, starben. Sie sollten dazu auch wissen, daß die Giftstoffe in dieser Gegend hier vor allem Kupfer und Kadmium sind, hochgiftige Elemente, und daß die Bäume sich erholten, obwohl kein geringerer Kadmiumausstoß zu verzeichnen war.“

Abermann bat uns, ihm zu einer weiteren Fichtengruppe zu folgen, die in der Nähe einer alles überragenden Lärche stand. Er deutete dann auf den Stamm und erklärte: „Wenn Sie sich die senkrechten Abstände der Zweige am Stamm anschauen, können Sie leicht erkennen, wann die Fichte zu wachsen aufhörte und wann sie nach unserer Behandlung mit Gesteinsmehl wieder zu wachsen begann, und zwar etwa 90 bis 120 Zentimeter pro Jahr, und das seit drei Jahren. Es ist schon phantastisch; denn Millionen von Schillingen wurden von unseren Bundes- und Landesbehörden ausgegeben, um die vom Waldsterben befallenen Gebiete wiederaufzuforsten. Doch die meisten der frisch gepflanzten Bäume starben ab. Nun sagt sogar der hier zuständige Förster, daß es seit Verwendung meines Gesteinsmehls nicht mehr nötig ist, junge Bäume zu pflanzen. Dank seiner Wirkung wachsen jetzt viele Bäume direkt aus Samen.“

Nach dem Unterschied in der Wirkung zwischen Schindeles Paragneis und dem Diabas aus dem Steinbruch bei Kitzbühel gefragt, antwortete Abermann: „Da ist kein großer Unterschied! Sollte die Idee, Gesteinsmehl in großen Mengen zu verwenden, überhaupt offiziell akzeptiert werden, ist es ziemlich egal, ob es von Paragneis, Diabas, Basalt, Porphyry oder irgendeinem anderen Gestein stammt, denn all diese Produkte arbeiten auf

die gleiche Weise. Das einzige Problem ist, offizielle Kreise von seinen positiven Auswirkungen zu überzeugen – und das wird noch einige Anstrengung kosten.“

Gegen Ende 1987 hatte Schindele die weltweit größte Mühle für Gesteinsmehl gebaut und exportierte sein Produkt in alle Länder. Man kann es in den Wäldern einsetzen, aber auch in der Landwirtschaft und als Zusatz für die menschliche Ernährung. Indem er auf sein allmählich wieder dunkler werdendes Haar zeigte, empfahl Schindele eine tägliche Gabe von zwei Teelöffeln des fein gemahlten Gesteinsmehls. Dieses Mehl enthält sehr viel Kieselerde, Aluminium, Kalium, Eisen, Magnesium und andere für die Gesundheit wichtige Spurenelemente; denn Vitamine bleiben wirkungslos, solange sie nicht zusammen mit Spurenelementen aufgenommen werden.

Nun wurde die Nachricht über dieses großartige Gesteinsmehl weltweit via Radio, Fernsehen und in der Presse verbreitet. Am Ende tauchten so viele Kunden vor Schindeles Anlagen auf, daß dort kilometerlange Autochlangen standen. Das Gesteinsmehl wurde auch als gesundheitsfördernder Diätzusatz verkauft, und angeblich sank daraufhin, laut Aussage von Apothekern, in einigen Teilen Deutschlands der Medikamentenverkauf um 40 Prozent. Die Reaktion der Pharmaindustrie kam, wie erwartet, schnell und war tödlich.

Nach nicht nachprüfbaren Schätzungen von Schindele wurden Millionen ausgegeben, um in einem Medienfeldzug bekanntzumachen, daß Schindeles Produkte schädliche Mengen an Chrom und Kobalt enthielten. Danach war der Absatz rückläufig, und er durfte in der Bundesrepublik Deutschland das Gesteinsmehl nicht weiter als „für die orale Einnahme geeignet“ vertreiben. Die Bewohner von Grimsing wurden derart aufgepiegelt, daß sie eine Eingabe bei den Behörden machten, die Schindele verbieten sollten, mit seinen staubigen und lauten Traktoren durch ihre saubere und ruhige Stadt zu fahren. Aber Schindele nahm die Mühe und die Kosten auf sich, eine neue Umgehungsstraße zu bauen. Er hatte immerhin so viel Glück, daß sein Gesteinsmehl als «mineralischer Diätzusatz» in anderen Ländern des europäischen gemeinsamen Marktes registriert wurde, so daß er es nun in allen EG-Ländern verkaufen kann.

Als die Universität von Wien herausfand, daß Schindeles Produkt gegen Radioaktivität wirkt, was auch von dem sowjetischen Institut für Atomphysik in der Ukraine bestätigt wurde, schickten die Sowjets einen LKW und übernahmen 2000 Kilogramm von seinem Gesteinsmehl. Analysen

unter dem Mikropolariskop zeigten eine Veränderung im Kristallgitter, was auf die vom Körper aufgenommenen ionisierten radioaktiven Teilchen einen günstigen Einfluß ausübt.

Das brachte den Biologen Dr. Gernot Gräfe im österreichischen Burgenland auf die Idee, Schindeles Gesteinsmehl einem organischen Produkt hinzuzufügen, das er in den letzten zehn Jahren aus vielen Tonnen Traubentrester entwickelt hatte. Damit konnte er große sterile Gebiete wieder fruchtbar machen. Er entwickelte daraufhin ein homöopathisch dosiertes Spray – eine Art ätherischen Humus, wie er es nannte –, das auf der Oberfläche von verschmutzten Teichen und Seen verteilt wurde. Dadurch gewann das Wasser seine ursprüngliche Qualität zurück. Noch aufregender war sein Vorschlag, die wogenden Morgennebel mit Gesteinsmehl zu beimpfen. Dadurch würde dieses kilometerweit transportiert und danach abgelagert. Im Kontakt mit den Blättern und Nadeln der Bäume und über den Boden, das heißt durch die Wurzeln, würde es das ausgedehnte Waldsterben aufhalten können.

Die noch unsichtbaren positiven Effekte dieses Sprays konnten bis jetzt nur durch Pendelmessungen festgestellt werden, die für weniger sensible Menschen unverständlich sind. Obwohl das Rutengehen und Pendeln von der orthodoxen Wissenschaft weiterhin als Humbug und Scharlatanerie abgetan wird, ist beides zu einem erfolgreich angewandten diagnostischen Hilfsmittel geworden. Aubrey Westlake, ein englischer Arzt, der das Pendel sehr viel benutzte, stellte ein Jahr vor seinem Tod, im Alter von zwei- undneunzig Jahren, fest: „Ich glaube, daß die Wiederentdeckung des Pendelns nicht zufällig geschah, sondern daß es sich uns in weiser Voraussicht neu zeigte, damit wir mit dem heutigen schwierigen und gefährlichen Stadium der menschlichen Entwicklung fertig werden können. Denn es verschafft uns indirekt Zugang zu einer übersinnlichen Welt und kann unsere Erkenntnisse und unser Wissen erweitern. Die Fähigkeit des Pendelns sollte man als einen speziellen, ganz besonderen Sinn betrachten; er steht irgendwo zwischen unseren «normalen» Sinnen, mit deren Hilfe wir die materielle Welt verstehen, und unseren noch zu entwickelnden okkulten Sinnen, die zu gegebener Zeit die übersinnliche Welt direkt wahrnehmen werden.“

All das ist nicht mehr und nicht weniger, als was Rudolf Steiner schon vor fast einem Jahrhundert entdeckt hatte.